STIFTUNG
ÜBERBRÜCKEN

I 4. Mai 2007

Aussen Frieden – Innen Krieg

Warum wir nach 15-jähriger Arbeit mit Kriegsopfern aus Ex-Jugoslawien nun die Stiftung ÜBERBRÜCKEN gründen.

Von Bosiljka Schedlich

Vor 15 Jahren hat der Verein *„südost Europa Kultur e.V.“* seine Arbeit mit Kriegsflüchtlingen aus Ex-Jugoslawien in Berlin-Kreuzberg aufgenommen. In dem Bewusstsein, dass unsere Arbeit nicht auf die Folgen dieses Krieges beschränkt werden kann und beschränkt werden sollte, haben wir nunmehr die STIFTUNG ÜBERBRÜCKEN gegründet. Am 8. Mai 2007 wollen wir sie der Öffentlichkeit vorstellen.

Die Arbeit in unserem Verein wurde anfangs von der Idee getragen, Kultur und Kunst als Schutzschild vor Kriegspropaganda zu nutzen. Doch statt der Kulturinteressierten kamen Tausende von Kriegsflüchtlingen, die alles verloren hatten. Konkrete Hilfe wie Prothesen, Kleider, Wohnungen und Schulen waren gefragt.

Das schöne, vernünftige Motto „Nie wieder Krieg in Europa“ war plötzlich in Frage gestellt. Krieg in Europa sollte doch Geschichte sein, 1945 für immer beendet. Doch in den 90er-Jahren wurde das Undenkbare wahr: Als der Eiserne Vorhang fiel, rollten die Panzer in jenem Land, das sich zwischen den gerade aufgelösten Blöcken eingerichtet hatte: Jugoslawien. Unter der Bedrohung wuchs die Angst, und das freie Wort erstarb. Propaganda zog die Menschen in die seelischen Abgründe früherer Kriege. Die Worte selbst wurden zu Patronen, bevor Patronen aus Metall die Haut von Menschen zerrissen und Blut zu fließen begann.

Das Rasseln der Panzerketten und die Schüsse aus Worten haben nur Wenige außerhalb des südosteuropäischen Landes ernst genommen. Aber selbst dort wurde der Krieg als Wirklichkeit erst dann erfasst, als das eigene Dorf brannte. Wer hatte schon wahrhaben wollen, dass gerade hier, wo einst so heftig gegen Nationalismus – den eigenen und den fremden – gekämpft wurde, ein neuer nationalistischer Krieg ausbrechen würde?

Die Mahnung und das Versprechen „Nie wieder Krieg!“ schienen verdeckt zu haben, was an den Zweiten Weltkrieg und die Schrecken seiner Zerstörung erinnerte. Nationalismus, Vernichtungslager oder massenhafte Vertreibungen wiederholten sich jetzt – nur geographisch auf einen sehr viel kleineren Raum begrenzt. Diese Ereignisse wurden häufig als Folgen von kultureller und religiöser Vielfalt auf dem Balkan gedeutet. In Wirklichkeit waren sie Folge von nicht behandelten und nicht verheilten Wunden aus früheren Konflikten.

Nur wenige PsychologInnen hatten – etwa durch ihre Arbeit mit Überlebenden des Holocaust – Erfahrungen mit den seelischen und körperlichen Folgen von Völkermord und kollektiver Traumatisierung. Zunächst waren es auch nur wenige Flüchtlinge, die ihre Hilfe suchten. Erst als nach dem Friedensvertrag von Dayton die Flüchtlinge zur Rückkehr in die Kriegsregion aufgefordert wurden, konnten sie ihre Angst nicht mehr zurückhalten. Wie ein Film spulten sich die erlebten Schrecken in ihren Köpfen ab, Tag und Nacht. Ihre Symptome glichen denen seelisch Kranker, aber als solche wollten sie nicht gesehen werden. Lieber „richtig“ krank als verrückt sein. Es waren dramatische Zeiten. Für Hunderte von ihnen wurden damals sichere Räume geschaffen, in denen Geschichten aus der Hölle Platz bekamen und die Menschen lernten, dass ihre Symptome normale Reaktionen auf ihre Erlebnisse sind.

ABGRÜNDE ÜBERBRÜCKEN

Grußwort des Evangelischen Bischofs Dr. Wolfgang Huber

„Außen Frieden – innen Krieg“, so beschreibt die Stiftung ÜBERBRÜCKEN in einem Flyer das Problem, dem sie sich widmen will. Der Krieg in Jugoslawien hat Abgründe aufgerissen, zwischen den Volksgruppen, zwischen Nachbarn und Freunden, Abgründe des Misstrauens, der Unmenschlichkeit und des Vernichtungswillens. Diese Abgründe zwischen den Menschen sind zu Abgründen in den Menschen geworden. Außen mag die Gewalt eingedämmt sein, aber in den Menschen gärt das Gift weiter, das ihr Leben zerstört hat. Und sie geben es weiter an ihre Umgebung und an Kinder und Enkel. Der Teufelskreis der Gewalt setzt sich fort.

Deshalb ist es so wichtig, dass sich jetzt die Stiftung ÜBERBRÜCKEN daran machen will, die Kriegsfolgen in den Köpfen und Herzen der Menschen zu überwinden. Eine Brücke über die Abgründe im Leben der Flüchtlinge und Vertriebenen zu bauen und eine Grundlage für Versöhnung zu legen, nur so können Friede und Zukunft für die Menschen gewonnen werden. Ich wünsche der Stiftung ÜBERBRÜCKEN Segen und Erfolg für ihre Arbeit.

TRAUMATA SIND VON AUSSEN NICHT SICHTBAR

Beim Zuhören lernten zahlreiche TherapeutInnen, dass auch in ihnen selbst und in ihren Angehörigen unsichtbare Schäden aus früheren Kriegen eingekapselt schlummerten. Darüber wurde fast überall geschwiegen – in den Familien und auch während des Studiums. Seit den 70er- und 80er-Jahren wurde über solche Traumata bei Holocaust-Überlebenden und Vietnam-Veteranen an den Universitäten geforscht. Nun half dieses neuentwickelte Wissen, den Opfern des neuen Nationalismus in Europa therapeutisch zu helfen und gleichzeitig den Blick auf die Folgen des Zweiten Weltkrieges auszuweiten. Das Wissen erreichte auch die Bundeswehr, die ihre Soldaten zu Kriseneinsätzen schickt und zur Zeit 186 Psychologen zur Betreuung von Soldaten und ihren Familien beschäftigt. Das Wissen um die Seele wächst auch mit den neuen Erkenntnissen aus der Gehirnforschung. „Trauma“ ist ein fester Bestandteil unseres Wortschatzes geworden. Wir trauen uns allmählich, in die Abgründe unseres Unbewussten hinab zu schauen.

TRAUM TRAUMA ALPTRAUM

Traumata entstehen dann, wenn die psychische oder physische Integrität eines Menschen so bedroht und verletzt wird, dass seine Verarbeitungskapazitäten überfordert sind und intensivste Furcht, Hilflosigkeit oder Entsetzen auslösen. Im Krieg steuern Überlebensinstinkte und Gefühle das Verhalten. Das Individuum verliert seine Bedeutung, es kann im Namen der Gruppe in den Kampf oder in den Tod geschickt werden. Widerstand ist die Sache einzelner weniger, die lieber das eigene Leben opfern als anderen Unrecht zu tun. Die Gründe für diese Verhaltensweisen gilt es zu erforschen, damit Auswege aus Konflikten gefunden werden – bevor geschossen wird.

Die betroffenen Menschen dürfen nach dem Ende der Gewalt nicht allein gelassen werden. Für ein vertrauensvolles Miteinander und den gesellschaftlichen Frieden ist es unabdingbar, ja Voraussetzung, dass die seelischen Schäden Beachtung finden. Die Auswirkungen von Traumata beeinflussen in starkem Maß das Leben und Verhalten der Betroffenen. Sie wechseln häufig zwischen dem Vermeiden von Erinnerungen an die seelischen Verletzungen auf der einen und plötzlich aufkommender Erinnerungen in Form einzelner Bilder, Gefühle oder Gerüche auf der anderen Seite. Dabei werden Angstreaktionen ausgelöst, ohne dass die Betroffenen dies auf ihr Trauma zurückzuführen vermögen.

„Auf der Flucht wurde auf uns geschossen, ich rannte hin und her, Menschen wurden verwundet, getötet. Ich war sieben Jahre alt, jetzt kommt mir das wie ein Abenteuer vor. Ich habe unser Land danach mitaufgebaut, das erwarte ich auch von anderen“. sagte ein Politiker, als er die Abschiebung von Flüchtlingen mit Gewalt durchsetzte. „Ich habe kein Mitleid mit denen, die in New York am 11. September umgekommen sind. Es hat ja nur einige Minuten gedauert. Wir waren jahrelang in den Kellern während der Bombardements eingeschlossen, und niemand hat Mitleid mit uns gehabt. Ich habe immer gearbeitet und lebe immer noch. Traumatisiert bin ich nicht. Nur nachts träume ich davon“, berichtet eine ältere Berlinerin. Beispiele dafür, wie aus unverarbeiteten Gefühlen Härte gegenüber anderen und sich selbst entsteht. Für jeden Menschen ist das eigene Leid das Schwerste, und erst wenn es verarbeitet ist, entsteht Raum für Selbstwertgefühl und Mitgefühl.

„Meine Nachbarn veränderten sich. Sie sprachen, als seien sie im Zweiten Weltkrieg und nicht am Ende des 20 Jahrhunderts. Sie sperrten uns ein, folterten, vergewaltigten, töteten. Sie taten alles, wovor sie Angst hatten, und wovon sie glaubten, dass es ihren Angehörigen damals angetan wurde. Bis gestern waren wir normale Nachbarn“, erzählte ein Lager-Überlebender in Bosnien als Zeuge des Kriegsverbrechertribunals in Den Haag.

ZERBROCHENES ZUSAMMENFÜGEN

Nichtverarbeitete Traumata können sich auch auf nachfolgende Generationen übertragen, die zwar keine eigene Erinnerung an die traumatisierenden Ereignisse haben, aber dennoch innerlich leiden und daher zu Agressivität neigen. Einige Forscher vermuten, dass daraus Fehlverhalten wie Amoklauf entstehen kann. Die STIFTUNG ÜBERBRÜCKEN will bei der Arbeit mit dem einzelnen Menschen jeglicher Herkunft aus früheren und gegenwärtigen Kriegsgebieten helfen, das Kranke zu heilen und das Gesunde zu stärken. Dabei werden auch die umfangreichen Erfahrungen aus der Arbeit von südost Europa Kultur e.V. genutzt. (www.suedost-ev.de).

Die Stiftung will den Dialog zwischen Opfern und Tätern und ihrer Nachkommen fördern, um den Krieg in den Seelen zu beenden. Das soll helfen zu verstehen, wie und wann Menschen in gute und böse geteilt werden, warum sie bei Unrecht wegschauen oder gar mitmachen, warum die Regeln von Ethik und Moral in Krisenzeiten ihre Kraft verlieren. Andererseits soll das Vertrauen gestärkt werden, dass Frieden möglich ist, wohlwissend, dass der Weg dorthin schwierig und langwierig ist. Aus den Antworten auf die Frage, warum Konflikte gewalttätig ausgetragen werden, sollen Wege für friedliche Lösungen entwickelt werden.

Die STIFTUNG ÜBERBRÜCKEN will helfen, eine Kultur zu stärken, die das Lebendige in uns, zu der auch unsere Aggressivität gehört, in eine kreative, schöpferische, das Leben bejahende Kraft umwandelt. Menschen zu gewinnen für ein Leben ohne Gewalt und ohne Traumatisierung ist die beste Absicherung für ein zufriedenes Leben.

DAS SCHWERE ERBE ÜBERWINDEN

Wer ÜBER BRÜCKEN gehen will, ist herzlich eingeladen, sich an uns zu wenden – ob mit Erfahrungen, Kenntnissen, Fähigkeiten, Mitgefühl, Zustiftungen oder Spenden. Damit sich die Vorhaben der Stiftung entfalten können, braucht ÜBERBRÜCKEN noch ein großes Dach als dauerhafte Bleibe. Vielleicht wartet ein Haus auf seine Bestimmung? Wer etwas weiß, der schreibe oder rufe an. Bis dann.

Bosiljka Schedlich stammt aus Kroatien und ist Geschäftsführerin des Vereins “Südost Europa Kultur e.V”. Für ihre Arbeit erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, u.a. wurde sie zusammen mit den „1000 Friedensfrauen weltweit“ für den Friedensnobelpreis nominiert

Mein Vater – das „U-Boot“

Von David Dambitsch

Die Hamburger Historikerin Beate Meyer erzählte mir vor Jahren die Geschichte eines Mädchens: Während der Nazi-Zeit war aus dem Kind ein Mischling 1. Grades geworden. Mit diesem Begriff wurden damals alle jene Menschen ausgegrenzt, die laut den Nürnberger Rassegesetzen zwei jüdische Großeltern hatten. Die jüdische Mutter war ins Ausland geflüchtet. Der nicht-jüdische Großvater betreute nun das Kind. Der Mann hatte Angst um seine Enkelin, sehr viel Angst. Denn er traute den Nazis alles zu in ihrem Rassenwahn. So versteckte der Mann das Mädchen zu einer Zeit, als dies noch gar nicht notwendig gewesen wäre. Seit 1942 lebte es deshalb eingeschlossen in einer Wohnung, ohne Spielkameraden, weitgehend ohne Spielzeug, durfte diese Wohnung niemals verlassen.

Das Mädchen hat die traumatische Situation eines Lebens im Untergrund während der NS-Zeit erlebt und überlebt als „U-Boot“, wie man die Illegalen damals nannte. Im historischen Rückblick fehlt diesem Schicksal allerdings die konkrete historische Bedrohung durch die tatsächlich umgesetzte NS-Rassepolitik. An dem subjektiv erlebten Leiden ändert sich dadurch nichts.

„Grundsätzlich war beabsichtigt, Mischlinge 2. Grades in die deutsche Nation zu integrieren, während Mischlinge 1. Grades mit Juden gleichgesetzt wurden. Ende 1941 wurde geplant, den größten Teil der Mischlinge 1. Grades zu deportieren und die davon verschonten Ausnahmefälle sterilisieren zu lassen. Dieser Vorschlag wurde auf der ‚Wannseekonferenz‘ von Heydrich vertreten.“ Doch blieb die dort am 20. Januar 1942 erörterte Frage der Mischlings-Politik ungelöst, da die Nazis mögliche negative Reaktionen seitens vieler deutscher Verwandten gefürchtet hätten – so die „Enzyklopädie des Holocaust“. Bestrebungen, wenigstens die deutschen Städte rasserein zu gestalten, gab es immer wieder, genauso wie die vielen Ausnahmeregelungen, die alle beim Reichsinnenministerium zu beantragen und jeweils Adolf Hitler persönlich vorzulegen waren. Der Staatsapparat tastete sich eben langsam vor, wenn es darum ging, die Vorstellungen der Reinrassigkeit in Deutschland ohne Murren der Mehrheitsbevölkerung umzusetzen.

Mein Vater, Wilhelm, war 1926 als jüngstes Kind eines katholischen Landgerichtsrats jüdischer Eltern geboren worden. Die ersten Lebensjahre verbrachte er behütet im großbürgerlichen Elternhaus mit Sommerhaus und Hausmusik. Doch verlor Dr. Ludwig Dambitsch bereits am 7. April 1933 seine Arbeit. Aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ hatte man ihn zwangspensioniert. Mein Vater merkte davon zunächst nichts, denn als „überzeugter Preuße und sehr guter Deutscher“ verließ Ludwig bis zu seinem Tod im März 1937 jeden Morgen wie üblich das Haus, setzte sich aber täglich ins Café Josty am Potsdamer Platz und las ausländische Zeitungen. Seine Kinder – mein Vater war der Jüngste von sechs Geschwistern – sollten nicht erfahren, dass er nicht mehr auf dem Gericht arbeitete. Er dachte nie ans Auswandern, weil er davon überzeugt war, dass Hitler sich auf die Dauer nicht durchsetzen würde. Nach dem frühen Tod des Vaters, meines Großvaters, wurde meine Großmutter nunmehr „Haushaltsvorstand“. Damit galt die Familie zunächst als „arisch“ – jedoch nur für kurze Zeit. Bald durften zwei Schwestern nicht mehr studieren, die dritte heiratete 1939 in die Niederlande, die vierte 1942 einen Halbjuden in Berlin. Statt dessen wurden sie zum Arbeitsdienst und später zum Kriegshilfsdienst verpflichtet. Der ältere Bruder meines Vaters diente in der Wehrmacht unter Rommel in Afrika.

Antisemitismus spürte mein Vater zum ersten Mal 1937, als das katholische Canisiuskolleg ihn wegen seiner jüdischen Herkunft nicht aufnehmen wollte. Zwar konnte er dann noch bis 1942 die Schöneberger Hohenzollern-Oberschule besuchen, doch mit der Kirche brach er aufgrund dieser Beleidigung für immer. Was Angst bedeutet, erfuhr er endgültig im Alter von 12 Jahren. Am 9. November 1938 hatte er am Hausvogteiplatz das „Meer zersplitterter Glasscheiben“ der zerstörten jüdischen Geschäfte gesehen. Er nahm sich deshalb vor, er müsse sich so trainieren, keine Angst zu zeigen, damit der Geruch und die Haltung ihn nicht verrate. „Ich habe“, erzählte er mir als Kind, „ so eine dritte Ebene in mir erschaffen, in der ich völlig unberührt durch das alles ging und Furcht nie zeigte, selbst wenn ich sie hatte.“

Nachdem mein Vater als Mischling 1. Grades am Ende der Obersekunda die Schule zwangsweise verlassen musste, erhielt er noch ein gutes halbes Jahr Privatunterricht. Im März 1943, nach der Niederlage von Stalingrad, verpflichtete man ihn gemeinsam mit seiner jüngsten Schwester zum Dienst in der Versicherung Oskar Schunck. Dort ging er offiziell bis zum 10. April 1945 zur Arbeit. Von der Zugehfrau der Familie hörte er zu dieser Zeit erstmals von Konzentrationslagern – deren Mann war in Riga stationiert und bei Massenerschießungen von Juden zugegen. Von einem Zugbegleiter erfuhr er zur gleichen Zeit, dass „aus dem Osten“ waggonweise Menschenhaare zu deutschen Werften gefahren wurden, die als Isolationsmaterial für U-Boote dienten. Wichtig wurde Inge, ein Mädchen, das ebenfalls in der Versicherung tätig war und die zwei Freunde hatte – „einen fürs Geld, das war ein rumänischer Waffenschieber, und einen fürs Herz, einen SS-Mann aus dem Reichssicherheitshauptamt“. Sie stammte aus einer Arbeiterfamilie im Wedding und hatte mit meinem Vater folgende Abmachung: Um ihr Berufsziel – Callgirl in den „besseren Kreisen“ am Kurfürstendamm – zu verwirklichen, brachte er ihr das Benehmen in besseren Kreisen bei, und sie versorgte ihn im Gegenzug mit Informationen, die sie von dem SS-Mann erhielt. Mit viel Glück gelangte er so rechtzeitig an zwei lebenswichtige Nachrichten: Zum einen, dass die Deportation jüdischer Mischlinge 1. Grades ab Oktober 1944 in Bergwerke, den Gleisbau oder die Organisation Todt zum Ausheben von Gräben vor der deutschen Front geplant war; und zum anderen, dass deren Einberufung durch die Polizei erfolgen würde. „Nichts daran konnte mich reizen“, so ironisierte er später seinen Schock über diese Pläne.

Irgendwann zwischen dem Juni 1943 – wo er noch zur Musterung bei der Wehrmacht erscheinen musste und dort als „nicht wehrwürdig“ eingestuft wurde – und April 1945 meldete er sich in Berlin polizeilich ab und nirgendwo im Deutschen Reich wieder an. Mit diesem Halbschritt in die Illegalität – denn zur Arbeit erschien er ja jeden Tag, da er wusste, dass die Personalabteilungen der Firmen gehalten waren, fehlende Mitarbeiter den Arbeitsämtern zu melden, die diese Information an die Gestapo weiterleiteten – wollte er vorsorgen gegen den Fall der Fälle einer drohenden Internierung oder Deportation.

Mein Vater war also sozusagen beinahe ein „U-Boot“, endgültig auf Tauchfahrt zwischen dem 10. April und dem 2. Mai 1945. Er erhielt nun keine Lebensmittelkarten, weil er keine Adresse mehr hatte und damit im bürokratischen Ämterwirrwarr des sogenannten Dritten Reichs aufgehört hatte zu existieren.

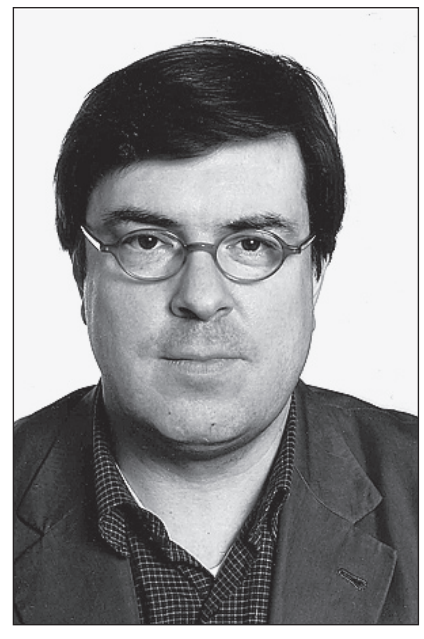
Gütige Berliner fütterten ihn durch, gewährten ihm Unterschlupf in Wohnungen, wo er sich von Vermietern zwar die Anmeldung per Wohnungsschein unterschreiben ließ, diesen jedoch nach erfolgter Unterschrift wegwarf. Später hat er auf Dachböden und in Kellern überlebt. Weil seine Mutter, meine Großmutter, bereits 1943 nach der Ausbombung ihrer Wohnung Berlin in Richtung Krummhübel in Schlesien verlassen hatte, um zu ihrem Bruder zu gelangen, war ihr 17-jähriger Sohn auf die Hilfe fremder Menschen und seiner Schwestern angewiesen.

Mein Vater versuchte nun nach Möglichkeit, ohne aufzufallen durch die Straßen Berlins zu gehen – was in Zeiten des ‚totalen Krieges‘, wo alle wehrfähigen Männer an der Front waren, beinahe ein Ding der Unmöglichkeit war. Meistens nahm er deshalb nur die U-Bahn zur Arbeit und zurück. So begann er alle Menschen zu taxieren, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, niemals offen und spontan zu sein, sondern immer Distanz zu wahren – small talk statt Tacheles, Anekdoten statt ‚erzählter Geschichte‘.

So habe ich ihn als meinen Vater kennengelernt, nachdem er den Untergang Berlins in einer Betonröhre, die ihm als Einmannbunker diente, versteckt unter Büschen in einem Garten in Neu-Westend, wo er alleine eine Woche lang eingesperrt mit einer Dose Thunfisch überlebt hat.

Als ich acht Jahre alt war, erklärte er mir, was für ihn Trauma bedeutet: Im beginnenden Luftkrieg über Berlin, kurz bevor die elterliche Wohnung im alten Berliner Westen ausgebombt wird, beobachtete er, wie eine Granate in eine Menschenmenge im gegenüber liegenden Haus fiel. Dem spontanen Wunsch folgend, den verletzten, blutenden Menschen zu helfen, rannte mein Vater das Treppenhaus hinunter, nahm an der Haustür zwei SS-Männer wahr und flüchtete, „völlig hysterisch“ zurück in die eigene Wohnung, denn er wusste um seine eigene Gefährdung als Mischling. „Das ist traumatisch für mich – diese Situation des Wunsches, spontan zu helfen und dessen Nichterfüllung ist ein für mich begleitender Alptraum, den ich auch heute noch habe.“

Doch als er im Krankenhaus im Sterben lag, hat er sie wieder gesehen: Die, die für ihn sind, weil Juden, und die Feinde, die Nazis, die ihn verfolgen. Etwa 5000 „U-Boote“ sollen den Krieg in Berlin überlebt haben, viele davon jahrelang im Versteck.



Der Autor war tätig bei RIAS-Berlin und arbeitet als Journalist für die Sendereihe „Schalom – Jüdisches Leben heute“ im Deutschlandfunk. Verfasser zahlreicher Bücher zur Shoah. Soeben erschien das Hörbuch „Weil ich überall auf der Welt zu Hause bin – Das Leben des Berliner Philharmonikers Hellmut Stern“ (AirPlay Audio)

Der Soldat, der weinte

Von Irene Deppe

Die Sehnsucht nach dem Land, das wir vor über fünfzig Jahren verlassen mussten, trieb mich und meine Geschwister dazu, zurück an die Masurische Seenplatte in Ostpreußen zu fahren: eine schmerzliche Reise in unsere Vergangenheit. Über das weite Land gehend, das einst zu unserem Gut gehört hatte, nahm ich eine Handvoll Erde und pustete sie in die Luft. Da begriff ich zum ersten Mal wirklich, was wir verloren hatten. Erinnerungen kamen hoch an unsere Vertreibung im Jahr 1948, an mehrere misslungene Fluchtversuche vor Kriegsende und die drei Jahre danach. Wir waren in dem nun zu Polen gehörenden Land als Deutsche unerwünscht und lebten dort zeitweise versteckt.

Nie werde ich vergessen, wie ich mit meiner ganzen Familie bei unserem letzten Fluchtversuch von einem russischen Soldaten zum Erschießen an die Wand gestellt wurde. Er sagte: „Ein deutscher Soldat hat meine Frau und Kinder umgebracht. Dafür müsst ihr sterben." Bei diesen Worten lief ich – ein kleines Mädchen, gerade knapp fünf Jahre alt – auf den Soldaten zu und legte meine Hand auf sein Gewehr. Er schaute mich an, hob mich hoch, drückte mich an sich und fing an zu weinen. Dann fragte er meine Mutter, ob sie ihm Spiegeleier braten könnte. So sind wir dem Tod durch Erschießen entgangen und durften leben. Anders als viele andere Menschen. Anders als mein Vater, der in russischer Kriegsgefangenschaft erschossen wurde. Anders auch als mein Großvater, der zwar die russische Gefangenschaft überlebt hatte, den wir aber am Tag unserer Vertreibung gleichsam als „Pfand" in Polen lassen mussten, wo er im Gefängnis verhungert ist.

NACH KRIEGSENDE GEHÖRTE ICH ZU DEN VERTRIEBENEN, DAS RAUBTE MIR VIEL LEBENSKRAFT. EIN RUSSISCHER SOLDAT WOLLTE UNS ZUERST ERSCHIESSEN UND ERBAT SICH DANN SPIEGELEIER VON MEINER MUTTER.

Meine Mutter und wir drei Kinder waren drei Monate unterwegs gen Westen, eingepfercht in Güterwaggons und Auffanglagern in Polen und der damaligen „Ostzone". Nur mit Hilfe eines bezahlten Helfers gelang uns im Dezember 1948 die weitere Flucht nach Westdeutschland. Wenige Meter vor dem Schlagbaum waren wir vor Erschöpfung im Schnee eingeschlafen. Erst als der Morgen anbrach, entdeckten wir, dass wir die Grenze noch nicht überschritten hatten und legten das letzte Stück des Weges auf dem Bauch kriechend zurück.

Unser Ziel hieß Detmold. Dorthin hatte es auch schon den Bruder meiner Mutter nach dem Krieg verschlagen. Er nahm uns alle vier in seinem 11 Quadratmeter kleinen Zimmer auf. Von nun an mussten wir unsere ganze Kraft darauf verwenden, uns in unser neues Leben einzufügen. Über unsere Erlebnisse in der Vergangenheit sowie unsere Verluste haben wir nicht mehr gesprochen. Wie ein Nebel legte sich das Schweigen darüber. Das Hauptanliegen meiner Mutter war unsere Integration. Sie sorgte dafür, dass wir Kinder rasch in Schulen aufgenommen wurden, was nicht einfach war, da es für uns nach Kriegsende in Polen keine Schulen mehr gegeben hatte.

Es gab aber immer wieder Ereignisse, die uns aus dem alltäglichen „Funktionieren-Müssen" herausrissen und uns zeigten, dass wir unsere Erlebnisse noch nicht verarbeitet hatten. Wenn ich aus der Schule kam und meine Mutter nicht antraf, lief ich schreiend durch die Straßen Detmolds: „Wo ist meine Mutter? Die Russen sind gekommen. Sie haben meine Mutter geholt!"

Wir kämpften mit der Armut, schwerer Krankheit und der Ablehnung durch einen Teil der Bewohner, die uns offen als „Pack aus dem Osten" bezeichneten. Aber es gab auch Menschen, die uns Hilfe, Unterstützung und sogar Zuneigung schenkten. Nicht zuletzt dank dieser liebevollen Menschen wurde Detmold für mich eine Heimat, an der ich immer hängen werde. Dennoch begleiten mich die Gefühle von Angst, Einsamkeit und Fremdsein bis heute. Der Wunsch dazugehören, aber letztlich doch nicht dazuzugehören, schwächte mein Selbstwertgefühl und raubte mir viel Lebenskraft. Durch die Reise nach Masuren tat ich mit meinen Geschwistern den ersten Schritt, das Schweigen aufzubrechen. Denn das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung. Und Erinnerung ist der Schlüssel zu neuen Lebensmöglichkeiten, vielleicht auch zu einem Leben in Versöhnung. So habe ich es jedenfalls empfunden, als bei einem Besuch auf unserem ehemaligen Besitz die jetzt dort lebende polnische Familie ihre Entenküken in unsere Hände legten, nachdem wir ihnen erzählt hatten, dass wir hier geboren seien.

Die Autorin lebt in Berlin.

„Die Täter sollten reden"

Sie treten bei der Gründungsveranstaltung der Stiftung Überbrücken mit eigenen Kompositionen auf. Wie kommt ein Kambodschaner zum Cellospielen?

Als Kind habe ich ein traditionelles kambodschanisches Instrument gespielt. Wir waren eine große musikalische Familie, mein Vater war Geiger. Und Großgrundbesitzer. Kambodscha war ja lange französische Kolonie, und einmal hörte ich einen französischen Soldaten Cello spielen: Bach. So schöne warme Töne. Wir hatten Kontakt zur Königsfamilie, und ich bat Prinz Sihanouk, das auch lernen zu dürfen. Ich war damals acht Jahre alt, also für asiatische Verhältnisse schon fast erwachsen (lacht). 1968, als ich vierzehn war, sandte mich der Prinz auf seine Kosten zum Musikstudium nach Weimar. Nachdem er abgesetzt wurde, bekam ich ein kleines Stipendium, monatlich 180 DDR-Mark. Davon konnte ich nicht leben, also gründete ich die Band Bayon. Bayon ist eine Tempelanlage in Angkor, die Türme tragen vier Gesichter, und wir waren aus vier Ländern und machten Weltmusik. Wir spielen bis heute zusammen.

Warum geben Sie ein Konzert für eine Stiftung für Kriegsopfer?

Ich versuche zu helfen, egal wo. Das muss nicht mein Heimatland sein. Ich fahre auch immer wieder nach Kambodscha, um die vier Kinderkliniken zu unterstützen, die der Schweizer Kinderarzt und Cellist Beat Richner aufgebaut hat. Er sammelt Spenden über Benefizkonzerte, so wie ich.

Fühlen Sie sich als Überlebender, weil Sie während der Kriege in Kambodscha hier waren?

Ja. Das kleine Kambodscha war der Spielball zwischen der Sowjetunion, China, den USA und Vietnam. 1970 musste Prinz Sihanouk ins Exil gehen, und mit Hilfe des CIA übernahm General Lon Nol die Macht. Es gab einen Krieg nach dem anderen, drei Kriege in zehn Jahren. Von 1975 bis 1979 herrschte das Terrorregime der Roten Khmer. Zwei bis drei Millionen Menschen starben, fast ein Viertel aller Einwohner, bis die Vietnamesen die Roten Khmer vertrieben.

Und Ihre Familie?

Meine gesamte Großfamilie ist durch die Roten Khmer umgebracht worden. Alle, bis auf meinen Onkel, einen Klarinettenspieler, der nach Thailand geflüchtet war. Pol Pot ließ alle Intellektuellen töten, alle Reichen, alle Kapitalisten und Großgrundbesitzer, alle, die lesen und schreiben konnten, alle, die eine Brille trugen. Meine Eltern und meine beiden Brüder wurden umgebracht, andere Verwandte starben durch Krankheit oder Entkräftung in Arbeitslagern, niemand weiß das genau. Es gab kaum mehr zu essen, die Menschen lebten von Wurzeln, Blättern, Käfern. Als ich 1992 das erste Mal zurückkehrte, fand ich unser Haus nicht wieder. Kein Stein stand mehr. Nur noch die Pagode. Als pflichtbewusster Sohn habe ich sie restaurieren und ein symbolisches Familiengrab errichten lassen. Ich wollte meinen Eltern etwas von dem zurückgeben, was ich bekommen hatte.

Gibt es Versuche, diese Vergangenheit aufzuarbeiten?

Das ist schwierig. Die jetzige Regierung hat alle ehemaligen Roten Khmer begnadigt. Die Fragen, warum es diesen Massenmord gab, sind nie beantwortet worden. Jedes Mal, wenn endlich einer dieser Mörder vor Gericht kommen sollte, verschwand er vorher, manche starben auch, so wie Pol Pot selbst. Ich glaube, das war Absicht. Man wollte nicht, dass jemand auspackt. So viele hohe Politiker waren in die Morde verwickelt.

INTERVIEW MIT DEM KAMBODSCHANISCHEN CELLISTEN SONNY THET

Macht das denn die Menschen nicht psychisch krank?

Doch. Täter und Opfer leben bis heute Tür an Tür, ohne dass etwas geklärt ist. Es gibt dort Gedenkstätten, aber ich meide sie, weil ich Angst habe, Spuren von Freunden und Verwandten zu finden. Jedes Mal, wenn ich auf dem Flughafen lande, habe ich das Gefühl, der Boden unter mir wird weich. Ich habe keinen festen Boden mehr unter meinen Füßen.

Kambodschaner sind mehrheitlich Buddhisten und gelten als sanfte Menschen. Wie entstand ausgerechnet dort solch ein Mörderregime?

Ich weiß keine wirkliche Antwort. Damals, als ich jung war, gehörte es zum guten Ton, dass Jugendliche eine Zeitlang als Mönche in den buddhistischen Klöstern lebten. Wir haben viel von den Mönchen gelernt. Später sagten wir uns: Pol Pot kann keiner von uns sein. Er ließ alle Mönche umbringen oder in Arbeitslager verschleppen. Er war ja vorher in China, und womöglich haben ihn die Chinesen zum Mörder gedrillt.

Das Ganze erinnert auch an die chinesische Kulturrevolution, in der vor allem Intellektuelle verfolgt und getötet und die gesamte alte Kultur des Landes zerstört wurde.

Genau. Die Roten Khmer handelten nach diesem Vorbild. Pol Pot ließ Millionen Menschen sinnlos abschlachten.

Das Thema Krieg beschäftigt Sie sehr?

Ja. Nachdem ich von der Ausrottung meiner Familie erfahren hatte, komponierte ich Musik nach dem Theaterstück „Draußen vor der Tür" von Wolfgang Borchert. Ich komponierte auch zu anderen Stücken, zum Beispiel „Fluchtwege", ein Stück über die Kriegsvertreibungen in Ex-Jugoslawien.

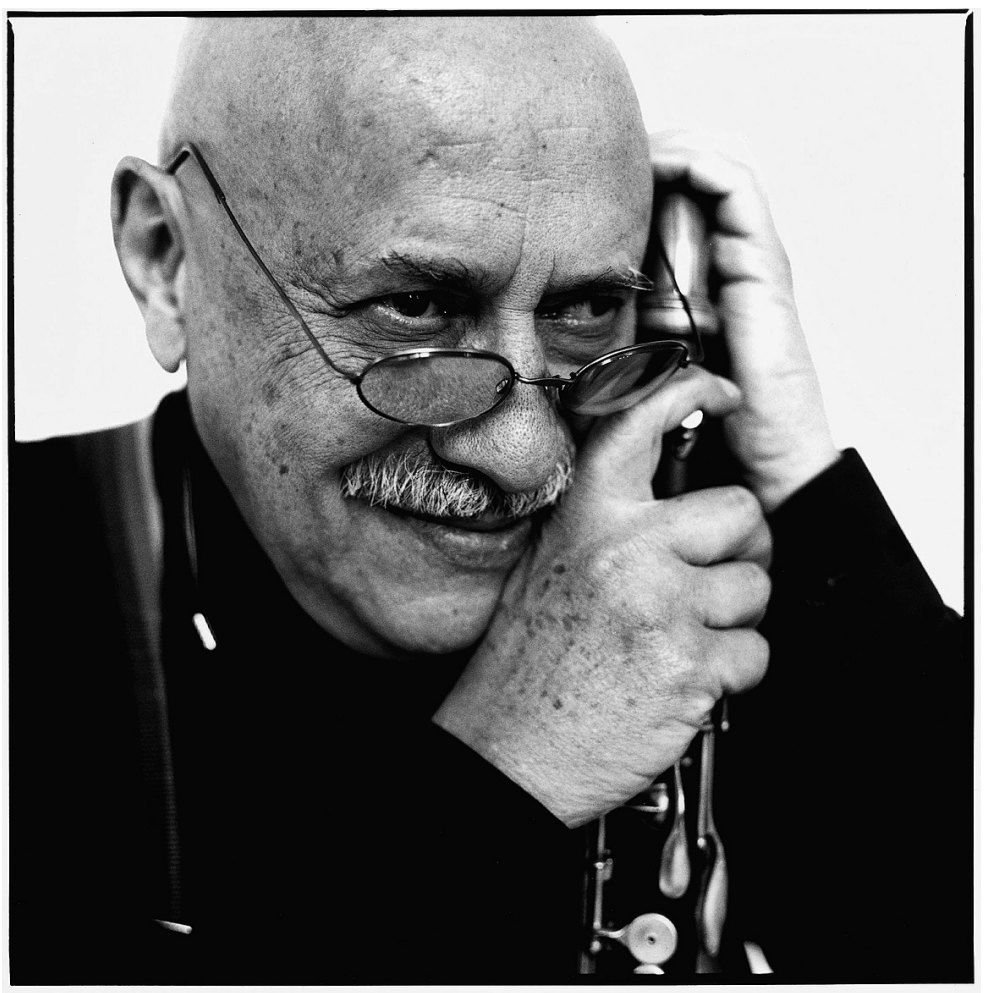
Die Südafrikaner setzten drei Jahre nach Ende der Apartheid eine Wahrheitskommission per Parlamentsentscheid ein. Den Tätern wurde Amnestie versprochen, wenn sie sich zu ihren Verbrechen bekennen. Sie taten es, und das ganze Land verfolgte die Debatte per Fernsehen. Damit war der Kreislauf von Schweigen und Gewalt gebrochen.

Das würde ich mir so sehr von Kambodscha wünschen, dass die Mörder und Mitläufer zugeben, dass sie aus Dummheit oder Habgier oder warum auch immer getötet haben. Sie waren ungebildet, sie haben den Anführern geglaubt. Das würde viele Opfer heilen von ihrem Schmerz, von Angst und Hass. Manchmal werde ich gefragt: Sonny, warum ist deine Musik so melancholisch? In mir ist so viel Trauer. Mein Land ist kaputt, die Heimat verloren. Obwohl ich es nicht direkt miterlebt habe, sitzt das Trauma auch in mir.

Wenn Sie mehr Einfluss hätten, was würden Sie tun?

Das Wichtigste in meinen Augen ist die Bildung. Fast alle Intellektuellen sind getötet worden, man muss also von null wieder anfangen. Jetzt gebe ich Benefizkonzerte für die Schule, in der ich als kleiner Junge gelernt habe, ich will auch die Bibliothek wieder aufbauen. Auch alle Bücher sind verbrannt worden. Die hinduistischen Sanskrit-Schriften der Mönche, die Lehrbücher über Land und Kultur, die Musikbücher – alles. Das kriegen wir nie wieder.

Interview: Ute Scheub



Werden auch Sie Unterstützer

Ein lebendiges Stück Musikgeschichte – und mehr als 50 Jahre nachdem er mit seiner Klarinette erstmals in die Welt hinauszog, erscheint dieses Attribut nicht übertrieben. Als einer der wichtigsten Interpreten zeitgenössischer Musik hat sich Giora Feidman über die Jahrzehnte zu einem Phänomen entwickelt, ist Künstler, Entdecker und Ereignis, ein rastloser Botschafter mit einem Spiel von unverminderter Anziehungskraft. Kaum beschreibbar, was er mit seiner Klarinette auf der Bühne anstellt: wie sie lacht und weint und erzählt, die Zuhörer packt und immer wieder aufs neue verblüfft. Und immer noch hält Giora Feidman Ausschau nach Möglichkeiten, seine Musik wieder und wieder im neuen Gewand zu präsentieren. Sein Anspruch auf Vielseitigkeit, seine eigenen innovativen Interpretationen des Tango, Jazz, der Klassik und des Klezmer fügen sich zu einem großen und großartigen Gesamtwerk zusammen. Die beeindruckende Reichweite seiner musikalischen Aktivitäten spiegelt sich in seinen aktuellen Projekten wieder: Tourneen mit seinem Ensemble, zahlreiche solistische Auftritte, sowie die Mitwirkung an verschiedenen Film-, Theater- und Musikprojekten machen deutlich, dass Giora Feidman längst zu einem Universalkünstler geworden ist, ausgezeichnet durch einen unverwechselbaren Personalstil, geprägt durch seine kulturellen, religiösen und musikalischen Wurzeln.

1936 als Sohn jüdischer Einwanderer in Argentinien geboren, wird seine Jugend durch die spezifisch jüdische Musiktradition des Klezmer geprägt. Nach einer klassischen Musikausbildung wird Giora Feidman mit 18 Jahren in das Symphonie- und Opernorchester des Teatro Colon in Buenos Aires aufgenommen. Zwei Jahre später folgt die Berufung als jüngster Klarinettist in das Israel Philharmonic Orchestra. In den fast zwei Jahrzehnten seiner Orchesterzugehörigkeit arbeitet er mit allen bedeutenden Dirigenten seiner Zeit. Giora Feidman entwickelt in dieser Zeit sein Verständnis von Musik als „Sprache der innersten Seele“, als ein Mittel der Verständigung, das alle Grenzen überwindet.

Anfang der siebziger Jahre verläßt Feidman das Israel Philharmonic Orchestra und startet mit seiner musikalischen Botschaft die weltweite Renaissance der alten Klezmer-Tradition, bereichert um die vielfältigen Stile klassischer und moderner Musik. Von New York aus, wo er als „King of Klezmer“ gefeiert wird, ebnet er dem „jewish soul“ den Weg auf die klassische Konzertbühne und schenkt seinen Zuhörern nicht nur eine sehr persönliche Interpretation des Klezmers, sondern eine grenzenlose Hommage an das Leben. Zugleich bleibt seine musikalische Entwicklung in ständigem Fluß.

Zusammen mit seinem Quartett, das ihn bei seinen weltweiten Gastspielen begleitet, schlägt Giora Feidman neue Richtungen ein: Rückgreifend auf die Wurzeln seiner argentinischen Heimat, wird der Tango ein wesentliches Element seiner Musik. Mit dem Projekt „Von Klezmer zu Tango“ baut der Klarinettist eine Brücke zwischen den Kulturen, eine ebenso spannende wie faszinierende Symbiose, die aus Feidmans eigenem biographischen Hintergrund erwächst.

Mit dem Programm „Dance of Joy“ manifestiert das Giora Feidman Trio seine Grundhaltung zur Musik. Mit Traditionals, Folk, Kompositionen von Piazzolla, Gershwin, Schubert und Mahler spannt Giora Feidman einen großen musikalischen Kosmos und zeigt in allen Facetten, was er unter Klezmer versteht: „Ich vermittle anderen meine innere Stimme, eine Idee, ein Gefühl. Ein Klezmer spielt nicht, er singt. Musik wird an jedem Ort der Welt verstanden, von allen Menschen, gleich welcher Religion, welcher Hautfarbe oder Sprache.“

Im Duett mit Matthias Eisenberg, der sich als Gewandhausorganist ebenso wie als internationaler Konzertinterpret einen Namen machte, gibt Feidman mit dem Programm „Zwei Religionen eine Sprache – Musik“ deutschlandweit Kirchenkonzerte. Hinter dem Titel verbirgt sich ein Programm, das immer wieder überrascht und Grenzen sprengt und scheinbar Konträres miteinander verschmilzt; jüdische Klänge und christliche Kirchenkompositionen gehen Hand in Hand.

Parallel dazu bleibt Giora Feidman seinen musikalischen Anfängen treu: Auftritte mit zahlreichen namhaften Orchestern und Ensembles wie dem Kronos Quartett oder der Polnischen Kammerphilharmonie kennzeichnen seinen Weg ebenso wie CD-Produktionen mit den Berliner Symphonikern, dem Philharmonischen Kammerorchester München u. a. Neben einem Gastauftritt in der Fernsehreihe „Erstklassisch“ mit Senta Berger folgt Giora Feidman im November 2001 einer Einladung des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks, um als Solist im Rahmen der Reihe „musica viva“ an der Uraufführung eines Werkes von Magret Wolf mitzuwirken. Eine Tournee mit dem Münchner Rundfunkorchester verbindet er im Juli 2002 mit einem Ereignis, auf das die Musikwelt lange gewartet hat: Giora Feidman spielt Mozarts Klarinettenkonzert.

Neben dem Konzertpodium steht die Bühne: In Deutschland beginnt der außergewöhnliche Erfolg Feidmans 1984 mit seinem Auftritt in der inzwischen legendären „Ghetto“-Inszenierung von Peter Zadek. Feidmans Talent, seiner Klarinette fast schauspielerische Fähigkeiten zu verleihen, setzt sich 1994 in den Opern „Der Rattenfänger“ und „Lilith“ sowie dem Theaterstück „Meschugge vor Hoffnung“ in den Hamburger Kammerspielen fort.

Anfang der 90er Jahre folgt Giora Feidman einer Einladung Steven Spielbergs und spielt zusammen mit Itzhak Perlman die mit einem Oscar ausgezeichnete Musik für den Film „Schindlers Liste“ ein. In dem erfolgreichen Kinofilm „Jenseits der Stille“ hat Feidman ebenso einen zentralen Gastauftritt wie in dem Film über das Leben der „Comedian Harmonists“ unter der Regie von Joseph Vilsmaier. Darüber hinaus präsentiert sich der Künstler im Rahmen verschiedenster Projekte. Hierzu gehören u .a. die Vertonung von Paul Wegners Stummfilmklassiker „Der Golem“ mit der Musik von Betty Oliveiero, „Out of Silence“, mit Marcia Haydee und Jose Luis Sultan, „Nothing but Music“, das Klezmer Musical von Stephan Barbarino und Jan Linders, sowie „Dialog in Mozart“, eine Tanz- und Musik Performance mit international renommierten Tänzern und dem Georgischen Kammerorchester Ingolstadt.

Der Traum von der Umsetzung einer Musik jenseits aller Schranken ist für Giora Feidman längst Wirklichkeit geworden. Über das rein musikalische Erlebnis hinaus wurden seine Konzerte und Auftritte zum Medium eines neuen Dialogs. Bei der Feierstunde zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus bringt er im Januar 2000 mit Mitgliedern der Berliner Philharmoniker im Plenarsaal des Deutschen Bundestages die Komposition „Love“ der israelischen Malerin, Dichterin und Komponistin Ora Bat Chaim zur Uraufführung. 2001 wird er in Berlin aufgrund seiner besonderen Verdienste um die Aussöhnung zwischen Deutschen und Juden mit dem Großen Bundesverdienstkreuz am Bande geehrt.

Giora Feidmans Lebenswerk, dass sich darüber hinaus in 35 CD Veröffentlichungen widerspiegelt, hat ihn zum Botschafter einer Musik gemacht, die als verbindende Kraft und gemeinsame Sprache aller Menschen Brücken zwischen musikalischen Stilen, Kulturen und Religionen baut, die nur bei oberflächlicher Betrachtung verschieden sind.

ANGST UND TRAUMA IN NORDIRLAND

Ich heiße John P. und wurde in den späten 50-er Jahren in Belfast geboren. Ich hatte schreckliche Erlebnisse in Nordirland, die mich dem Tode nahe brachten. Heute noch leide ich unter dem Trauma: Panikattacken und Alpträume, chronische Schlaflosigkeit. Ich hasse Feuerwerkskörper und plötzliche Geräusche, kann in einem Restaurant nicht mit dem Rücken zur Tür sitzen, gehe auf die andere Straßenseite, um zu vermeiden, an einsam geparkten Autos vorbei geben zu müssen. Ich kann keinen MP3 Player oder Walkman tragen und schaue oft aus dem Fenster, um zu prüfen was draußen vor sich geht.

Ich kann meinen richtigen Namen nicht nennen, da mir und meiner Familie dadurch Probleme entstehen könnten. Das man dies noch im Jahre 2007 sagen muss, ist schon sehr traurig.

Der vollständige Text erscheint auf der Web-Seite der Stiftung.

GEBET AUF DEM **GEDENKSTEIN** IN SREBRENICA

von Reis-l-Ulema Mustafa Cerić

Im Namen des gnädigen Gottes
Des Barmherzigen
Wir bitten Dich, Gott,
Allmächtiger
Aus Trauer soll
Hoffnung werden.
Aus Rache Gerechtigkeit
Die Träne der Mutter soll
Gebet werden
Damit sich Niemandem
Srebrenica je wiederholt

Impressum:

Herausgegeben von:

stiftung überbrücken

Großbeerenstr. 88
10963 Berlin
Tel. 030/2537799-15
Fax 030/25298574
info@stiftung-ueberbruecken.de
www.stiftung-ueberbruecken.de

Redaktion Ute Scheub,
Christine Apel, Beate François,
Harro Schweizer
Layout: Stefan Affentranger
V.i.S.d.P. Bosiljka Schedlich

Kontakt:
Bosiljka Schedlich
Tel. 030/2537799-15
bosiljka@suedost-ev.de
Michael Kraft
Tel. 030/2537799-14
kultur@suedost-ev.de

Spendenkonto
Klaus und Cäcilie Kossmann
STIFTUNG ÜBERBRÜCKEN
Weber Bank BLZ: 101 201 00
Kto.-Nr.: 6169344002

Kuratorium:
Anna Brägger
Jutta Frost
Dr. Joachim Henkel
Dr. Eugen Kahl
Dr. Klaus Koßmann
Bosiljka Schedlich
Heinz-Jürgen Westerholt

DIE STIFTUNG WIRD UNTERSTÜTZT VON:

Hans Koschnick
Bischof Dr. Wolfgang Huber
Friedrich Schorlemmer
Giora Feidman
Sonny Thet
Ute Scheub

WERDEN AUCH SIE UNTERSTÜTZER.